

# Neunzig Sekunden Lektüre

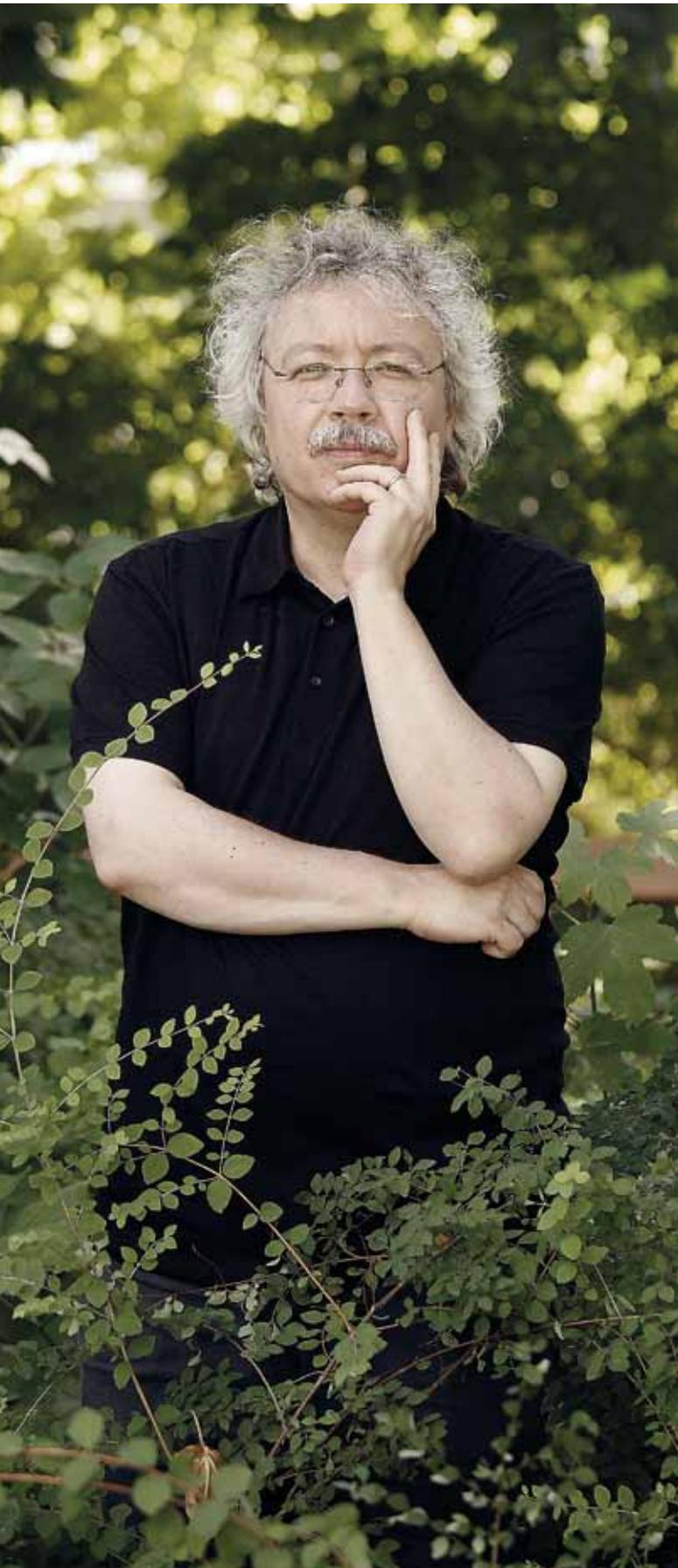


FOTO: PAUL ZSOLNAY VERLAG/MICHAEL APPELT

Warum ich sie rühme und was ich dagegen habe.

Von Karl-Markus Gauß

**M**eine Damen und Herren, ich weiß nicht, wie viele von Ihnen ihre karge Lebenszeit auch damit zubringen, gelegentlich im Fernsehen die Übertragung von Tennisspielen anzuschauen, und wer sich noch an einen Champion der frühen Neunzigerjahre erinnern kann, der Jim Courier hieß. Er rechnete zu seiner Zeit jedenfalls zu den Besten seines Faches und war berühmt für den jähen Zorn, dessen Beute er wurde, wenn ihm eine Entscheidung des Schieds- oder Linienrichters ungerecht erschien, dann pflegte er entweder seinen Tennisschläger wütend auf den Boden zu werfen oder einen Ball irgendwohin in die oberen Ränge des Stadions zu schießen.

Dafür war er berühmt, richtiggehend berüchtigt aber war er für etwas anderes. Immer wenn zwei sogenannte Games ausgespielt sind, also nach drei bis zehn Minuten, haben die beiden Kontrahenten auf dem Platz bekanntlich die Seiten zu wechseln, und dafür bleiben ihnen genau neunzig Sekunden Zeit, die sie meist damit zubringen, auf extra dafür vorgesehenen Stühlen zu sitzen, sich mit isotonischen Getränken zu stärken und in diverse Rituale zu versenken, die ihnen zur Konzentration, Sammlung, zum strategischen Überlegen taugen, wie sie das Spiel weiterhin anlegen sollen. Jim Courier hingegen setzte sich stets auf seinen Stuhl, griff nach einem Buch, das er unter diesen gelegt hatte und – begann zu lesen; allem Anschein nach kon-

zentriert zu lesen, denn an seinen Lippen konnte man erkennen, dass er auf stille Weise laut las, also gewissermaßen für sich selber rezitierte.

Der Autor und Essayist Karl-Markus Gauß hält ein Plädoyer für das Lesen

Es sagt etwas über die Welt des professionellen Sports und damit über unsere Gesellschaft aus, dass er dafür im Wortsinne berüchtigt war, denn die Spieler, an denen er sich gerade zu messen hatte, empfanden sein Verhalten als demütigend, so als ob sie es nicht wert wären, dass sich ihr Gegner in der kurzen Pause, die ihnen alle paar Minuten gewährt wurde, mit Wichtigerem als einem Buch beschäftigen wollte. Auch die Funktionäre der Tennisverbände hielten Courier gerne seine Arroganz vor, denn bei einem so bedeutenden Ereignis, wie es die – für lesende und schreibende Menschen unfassbar hoch dotierten – Tennisturniere darstellen, einfach ungerührt in einem Buch zu lesen, das schien ihnen nichts anders als eine Provokation zu sein. Bei einem Turnier in Monte Carlo wurde Jim Courier denn auch tatsächlich ein Strafpunkt aufgeladen und eine Ermahnung seitens des Schiedsrichters zuteil, weil dieser das Verhalten des Spielers, der sich dem Publikum lesend präsentierte, als ungebührlich und dem Geist sportlicher Fairness abträglich beurteilte.

Ich habe mich damals oft gefragt, was Jim Courier wohl für ein Buch gelesen hat – in kleine Portionen von immer nur höchstens neunzig Sekunden zerteilt. Und ich fragte mich auch, was er bei dieser in so kurze Segmente zerschnittenen Lektüre eigentlich suchte: Erholung, Entspannung, Entrückung? Oder heilsame Distanz zur gerade akuten Szenerie, mentale Stärkung durch Zuwendung zu Dingen, die kein Geld eintragen, aber vielleicht einen anderen Wert bedeuten? Was kann man in neunzig Sekunden alles lesen? Nun, zum Beispiel ein Gedicht von erheblicher Länge. Ob solch zügige Lektüre einem Gedicht angemessen sei, ist natürlich zu bezweifeln. Aber ehe ich auf die Klärung oder die weitere Verunklärung dieser Sache komme, möchte ich mich an ein paar anderen Überlegungen versuchen, die vom seltsamen Verhalten dieses seltsamen Sportlers ausgehen.

Die erste, geradezu sensationell simple davon ist die: Wer neunzig Sekunden lang liest – und das Lesen nicht nur vor-täuscht –, muss, ja muss immerhin lesen können. Diverse Untersuchungen belegen, dass von unseren Schülern längst nicht mehr alle während ihrer Schulkarriere tatsächlich lesen lernen. Zuzufolge der letzten Erhebung in den vier-ten Klassen von Volksschule, Hauptschule und allgemeinbildender höherer Schule in Wien, soll sogar jeder fünfte der

Zehn- beziehungsweise Vierzehnjährigen Schwierigkeiten dabei haben, sich einigermaßen sicher durch einen Text zu bewegen: Dazu gehört, dass er es hinreichend schnell vermag, denn wer sich jedes Wort Buchstabe um Buchstabe zusammenlauten muss, der vergisst auf seinem mühsamen Weg durch einen Satz, was an dessen Anfang stand. Zum Lesen als grundlegender Kulturtechnik gehört zudem, dass der Lesende Schriftzeichen nicht nur in entsprechende Laute verwandeln kann, sondern auch, dass er versteht, was die Zeichen- und Lautfolgen bedeuten, dass er also begreift, was er von seiner mechanischen Seite her vielleicht relativ gut zu bewältigen vermag.

Dass zwanzig Prozent der Wiener Schüler das Lesen in seiner elementaren Form nicht mehr ausreichend beherrschen, ist erschreckend. Seitdem ich vor dreißig Jahren Ciceros Brandreden wider den Verfall der Sitten und der Kultur im alten Rom gelesen habe, weiß ich allerdings,

dass die abendländische Kultur, die man damals noch nicht so genannt hat, seit 2000 Jahren fortwährend damit beschäftigt ist, zu verfallen. Manches gibt es, das mir diese Beobachtung zu bestätigen scheint, und da ich über diesen oder jenen Missstand des Öfteren selbst gewettert habe, ist mir gelegentlich der Titel eines Kulturpessimisten zuerkannt worden, den ich aber keineswegs begehre. Im Gegenteil, ich bin nicht davon überzeugt, dass alles nur immer schlechter werde, sondern weiß, wie vieles sich, indem es sich ändert, auch zum Besseren verändern kann.

Für die Leseschwäche einer immerhin beträchtlichen Zahl unserer Jugend wird

und wurde alles Mögliche in Betracht gezogen: Etwa, dass in der Schule unfähige Lehrer mit untauglichen Methoden nicht einmal mehr in der Lage wären, das Grundlegende, nämlich Lesen, Schreiben, Rechnen, zu vermitteln. Oder dass die Eltern, pflichtvergessen und nur am eigenen Wohlbefinden interessiert, nicht mehr tun, was früher der selbstverständliche Brauch gewesen sei, dass sie ihren Kindern vor dem Schlafengehen noch ein halbes Stündchen Märchen, Kalendergeschichten, biblische Erzählungen vorgelesen haben. Oder dass die neuen Medien eine Generation nicht nur prägen, sondern geradezu verformen, der das Lesen einfach keinen Reiz mehr bietet, weil sich

**„Ich fragte mich, was er bei dieser in so kurze Segmente zerschnittenen Lektüre suchte: Erholung, Entspannung, Entrückung?“**



FOTO: BYÖ/LUKAS BECK

im Internet, in der virtuellen Welt ganz andere – oder auch dieselben – Reize ohne die Anstrengungen, die das Lesen, vor allem das Erlernen des Lesens bedeutet, befriedigen lassen. Oder wären es vielleicht gar die Bibliothekare und Bibliothekarinnen, die sich um abenteuerliche Lesenächte und Schnitzellesewanderungen drücken und so ihren Anteil an Schuld daran haben, dass allzu viele Kinder nicht mehr begierig darauf sind, endlich selber lesen zu können?

Um bei den Eltern anzufangen. Glaubt wirklich jemand, dass sich früher, in vermeintlich besseren Zeiten außer in den behüteten Kreisen einer im Vergleich zu heute wesentlich kleineren Mittelschicht irgendwer die Mühe gemacht, den Ehrgeiz aufgebracht oder überhaupt nur eine Idee von Sinn und Nutzen desselben gehabt hätte, mit seinen Kindern zu lesen? Wie hätten Eltern aus dem bäuerlichen Milieu, dem ländlichen Raum die Zeit, die Kraft aufbringen können, das zu tun? Wie die Industriearbeiter, die von der Arbeit erschöpft nach Hause kamen, oder deren Frauen, die viel mehr Kinder hatten, als es heute üblich ist, und die in der bedrängenden materiellen Not alles, was uns heute Maschinen im Haushalt an Arbeit abnehmen, mit eigener Hand zu erledigen hatten? In zahllosen Büchern, Lebens-

„Zu gerne lesen“: Früher ein Laster, heute eine Tugend

zeugnissen lesender Menschen von früher, wird beschrieben, dass Kinder, die lesen wollten, daran öfter gehindert als gefördert wurden, galt das Lesen doch als Vergeudung von Zeit, die mit Arbeit besser zu nutzen war, als Verführung zu einem Denken, das entweder als widersetzlich verpönt oder immerhin dazu angetan schien, den Kopf mit romantischen Flausen zu verwirren. Dem Kind, das zu gerne las, wurde die Brille als schreckliche Zukunft angedroht, denn zu lesen galt nicht nur für unnützlich, sondern sogar für schädlich und ungesund, sodass viele Kinder, die sich doch in der Welt der Bücher verlieren wollten, dem Lesen wie einem geheimen Laster unter der Bettdecke oder in einem stillen Winkel von Haus oder Scheune frönen mussten.

Zugegeben, in den Fünfziger-, Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts, als nach dem Krieg langsam ein gewisser Wohlstand erreicht wurde, zugleich aber die meisten Frauen noch nicht in die Erwerbsarbeit integriert waren, wurde das Lesen mit den Kindern, das Vorlesen bei den Kleinen, das Zusammenlesen mit den Größeren als erzieherische

Tugend entdeckt. Dass deswegen schichtenübergreifend mehr mit den Kindern gelesen wurde als heute, glaube ich trotzdem nicht. Wenn ich mich an meine eigene Zeit in der Volksschule erinnere, sehe ich eine gewalttätige Lehrerin vor mir, die jede Stunde wieder den Zeigestab auf folgsam ausgestreckte Hände niedersausen ließ, und es waren jeden Tag dieselben Kinder, die solcher Erziehung ausgesetzt wurden, jene nämlich, deren Hausaufgaben nicht ordentlich gemacht waren, weil sie zu Hause niemand kontrollierte, die beim Vorlesen in schlimmes Stocken gerieten, weil es mit ihnen außerhalb der Schule niemand übte, die sich beim Schreiben schwer taten: Die zwanzig Prozent, über die wir heute zu Recht klagen, hat es wohl immer gegeben, nur war die Arbeitswelt damals auch auf viele Menschen angewiesen, die körperlich anstrengende, volkswirtschaftlich wichtige Arbeit leisteten, bei der die Fähigkeit zu lesen aber fast ohne Bedeutung war.

Was die ersten PISA-Tests erwiesen, haben aufmerksame Lehrer und Lehrerinnen längst gewusst, dass es nämlich Schüler gibt, die das Lesen, Schreiben, Rechnen nur mangelhaft erlernen, nicht weil sie zu dumm dafür wären, sondern weil sie zu Hause in ihrem Lernen nicht unterstützt werden und die Schulpolitik, bei Zusatz- und Förderunterricht, Sonderpädagogen und Betreuungslehrerinnen immer nur einzusparen, sie diesen Rückstand im Regelunterricht nicht aufholen ließ. Die PISA-Tests haben in der Gesellschaft einen heilsamen Schock verursacht, obwohl sich inzwischen, habe ich den Eindruck, bereits eine spezifische PISA-Industrie entwickelt hat, die einen gewaltig schiefen Turm an Studien, Expertisen, Reformen und Reformen der Reformen erbaut, von dessen hohen Zinnen aus betrachtet, die Welt schon fast wieder in Ordnung wäre, wenn nur möglichst viele Schüler die Fähigkeit erworben hätten, bei einem PISA-Test gut abzuschneiden.

Was die neuen Medien betrifft, so geht von ihnen tatsächlich eine verführerische Kraft aus, aber dass so viele Kinder nicht richtig zu lesen und schreiben imstande sind, daran können sie alleine nicht schuld sein. Denn auch um eine SMS zu verschicken, muss man ja schreiben können, selbst wenn einem die Entwickler neuer Mobiltelefone und dergleichen immer mehr an Bildelementen anbieten, sodass bei einer Mitteilung statt Wörtern Bildsymbole eingesetzt werden können.

Die Welt der Arbeit hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert, wir leben in einer Gesellschaft, die häufig als Wissensgesellschaft bezeichnet wird, und das bedeutet unter

## Biografie

**Karl-Markus Gauß** wurde 1954 in Salzburg geboren, wo er heute als Autor, Essayist und Kritiker sowie Herausgeber der Zeitschrift „Literatur und Kritik“ lebt.

Er schreibt für die „Süddeutsche Zeitung“, „Die Zeit“, die „Neue Zürcher Zeitung“ und „Die Presse“.

Seine Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter mit dem Österreichischer Staatspreis für Kulturpublizistik (1994), dem Prix Charles Veillon (1997), dem Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch (1998), dem Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln (2001), dem Vilenica-Preis (2005), dem Georg-Dehio-Preis (2006) und dem Johann-Heinrich-Merck-Preis (2010).

Bei Zsolnay erschienen zuletzt „Die Hundeesser von Svinia“ (2004), „Die versprengten Deutschen“ (2005),

das Journal „Zu früh, zu spät“ (2007), „Die fröhlichen Unter-geher von Roana“ (2009), „Im Wald der Metropolen“ (2010) und „Ruhm am Nachmittag“ (2012). Sein neues Buch „Das Erste, was ich sah“ erscheint im Juli 2013.



FOTO: BVÖ/MICHAELA BRUCKMÜLLER

anderem, dass heute kaum jemand mehr wie früher ohne Fertigkeiten in Lesen und Schreiben durch sein Berufsleben kommen kann. Wir sind bei den erwähnten zwanzig Prozent, die Schwierigkeiten haben, Ortsbezeichnungen und Straßennamen zu entziffern oder gar Betriebsanleitungen zu verstehen; bei Letzteren, muss ich einräumen, scheitere allerdings meist auch ich, wie mir erst kürzlich an einem verpatzten Nachmittag aufgefallen ist, an dem ich ein Handbuch, wie es für den Betrieb eines Großraumflugzeugs aus-

reichen müsste, sinnerfassend zu studieren versuchte, um den nach einem Stromausfall unprogrammierten Fernseher wieder betriebsbereit zu machen.

Dass viele sich mit dem Lesen schwer tun, ist also zum wirtschaftlichen Problem, zum Problem von Industrie, Gewerbe und Handel geworden – und zum Grund für zahllose Lebenstragödien von Menschen, die den Anforderungen, die ihnen das Erwerbsleben stellt, aus diesem einen Mangel nicht genügen können, auch wenn ihre technischen, handwerklichen, sozialen Begabungen sie durchaus zu anspruchsvoller Arbeit befähigten. Es ist daher nicht verwunderlich, bezeugt zugleich aber die Armseligkeit der politischen und gesellschaftlichen Debatte, dass der Impuls, das Problem endlich zur Kenntnis zu nehmen und sich etwas zu seiner Lösung einfallen zu lassen, von der Wirtschaft gekommen ist. Sie sprang ein, weil, man kann es nicht anders sagen, die Politik hier gewohnheitsmäßig versagt und, befangen in einem uralten ideologisch verhärteten Kampf, die Klagen von Lehrern, die Warnungen von Bildungsvermittlern notorisch abgewiesen hat.

Ich komme aus einer Familie von Lehrern. Einer meiner Großväter war Schuldirektor, mein Vater Gymnasialprofessor, meine Mutter Volksschullehrerin; einer meiner Brüder war Professor an der Pädagogischen Akademie, zwei Schwägerinnen habe ich, die jahrzehntelang im Schuldienst tätig waren, und meine Frau unterrichtet seit bald dreißig Jahren Schüler nicht deutscher Muttersprache, also eine Gruppe, die unbesehen im Verdacht steht, den Hauptteil unter den Leseschwachen ihrer Generation auszumachen. Ich weiß von all den Lehrern und Lehrerinnen meines Umfelds, dass es für die bessere schulische Förderung von Lesen und Schreiben vor allem eines bedarf: besserer Strukturen, die es ermöglichen, jenen, die im Erwerb dieser Kulturtechniken in Rückstand geraten, verstärkte Aufmerksamkeit, Anleitung, Hilfe zu geben. Es ist wohlfeil, darüber zu lamentieren, dass so und so viele Eltern ihren Kindern nicht als lesende Vorbilder zugetan sind, weil durch solche Bußpredigt sich kein einziges Elternpaar, das selbst nicht liest, zum Lesen mit seinen Kindern bequem wird.

Es bleibt also wieder nur die Schule, die nun aber auch der Ort sein oder werden muss, an dem das, was gelehrt

wird, durch Übung und wieder Übung mit jenen Schülern, die dabei von ihren Eltern im Stich gelassen werden, auch trainiert und eingelernt wird. Das kann in den bestehenden Schulformen, die dafür einfach nicht die Zeit, die Räumlichkeiten, die Lehrkräfte zur Verfügung haben, nur schwer gelingen, aber ich bin mir sicher, dass es zum einen selbst unter schwierigen Bedingungen längst versucht wird und sich zum anderen die schulischen Rahmenbedingungen hier in nächster Zeit tatsächlich verbessern werden. Auch gibt es inzwischen eine bemerkenswerte Reaktion der Gesellschaft selbst auf das staatliche Versagen: Erstaunlich viele Frauen und Männern aller Altersstufen, von der

Studentin bis zum Pensionisten, engagieren sich mittlerweile in den verschiedenen Formen von Lesepatenschaften, die gerade von Lehrern und Lehrerinnen auch dankbar mitgetragen werden. Diese Lesepaten gehen ein- oder mehrmals die Woche in die Schule oder treffen sich mit ihren Schützlingen andernorts, um mit einzelnen jenes intensive Lesen zu üben, für das die allermeisten Kinder, spüren sie erst einmal die persönliche Zuwendung, leicht zu begeistern sind. Ich bin also, um dieses abzuschließen, guter Dinge, dass sich in den nächsten Jahren das, was gemessen werden kann an der Lesefähigkeit der Kinder, zum Besseren verändern wird.

Aber, meine Damen und Herren, damit sind wir ja erst bei dem angelangt, um das es beim Lesen im emphatischen Sinne geht. Buchhandlungen und kommunale, kirchliche, private, schulische, universitäre Büchereien sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, für Menschen gemacht, die das Lesen als Kulturtechnik bereits beherrschen und sich lesend weder einem qualvollen Exerzitium aussetzen noch sich für einen Lesetest vorbereiten wollen. Es geht also um jenes Lesen, das die Wirtschaft, die dafür nicht zu tadeln ist, gerade nicht gemeint hat, wenn sie die Leseschwäche der Schulabgänger anprangerte. Kein Vertreter der Wirtschaft wird bei der erwünschten Steigerung des Lesevermögens an Angestellte gedacht haben, die regelmäßig Romane und Gedichte lesen und sich dank deren Lektüre vorstellen können, dass es auch andere Formen des Zusammenlebens und andere Lebensziele geben könne als jene, die der ökonomischen Verwertung frommen.

**„Und doch hat Lesen immer gerade auch das bedeutet: Dass sich der Einzelne lesend eine eigene Welt erschafft“**



Und doch hat Lesen immer gerade auch das bedeutet: Dass sich der Einzelne lesend eine eigene Welt erschafft, die mit der seinen vielfältig zu tun hat und auf diese auch zurückwirkt, die aber eben doch eine andere, eine Gegen-Welt darstellt, die ihm in seinem Denken und Empfinden einen weiten Raum der Erfahrung wie der Vorstellung öffnet; dass er lesend in einen anderen Zustand gerät, in dem er, mit fremden Schicksalen befasst, sein eigenes neu sehen lernt. Lesen ist Entrückung, wir geraten außer uns und gelangen gerade dadurch erst wieder ganz zu uns, und indem wir uns in den Biografien, den inneren und äußeren Konflikten, den Gefühlen fremder Menschen verlieren, werden wir uns unserer eigenen bewusst. Wer liest, führt viele Leben, probeweise, tageweise, und da ihm biologisch doch immer nur dieses eine bleibt, das er hat, wird er es, durch die Lektüre bestärkt oder verunsichert, womöglich anders zu gestalten versuchen, als es ihm vorgegeben wurde. Lesen kann eine heilsame Irritation bedeuten, aber auch Bestärkung, Ermutigung.

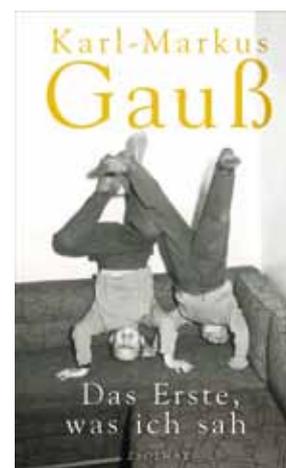
Als ich zu schreiben begann, war es fast ein Gemeinplatz angehender Autoren, jüngerer Wissenschaftler und Kritiker, der Kunst im Allgemeinen und der Literatur im Besonderen die Aufgabe zuzuweisen, Klischees aufzubrechen, die Menschen aus ihren fatalen Gewohnheiten herauszureißen und sie mit schockierenden Tatsachen, beunruhigenden Fantasien zu verunsichern. Das alles kann Literatur tatsächlich bewirken, aber es muss nicht jeder Literatur auch ständig darum gehen. Romane, Erzählungen, Gedichte, Reportagen, Essays können und dürfen den Einzelnen, der mit der Gesellschaft, wie sie ist, im Hader liegt und womöglich auch mit sich selbst nicht ins Reine kommt, durchaus bestärken, Literatur kann auch eine bestätigende, ja tröstende Dimension entfalten, die mit dem, was ich früher selbst im Ton größter Verächtlichkeit als „affirmativ“ bezeichnet hätte, nichts zu tun hat. Wie viele Haltungen und Werte haben im Verlaufe jenes Prozesses, der als Fortschritt ausgegeben wird, zu verschwinden, wie viele Errungenschaften müssen von den Propagandisten neuer Moden, zu denen auch die der sozialen Verrohung gehört, zuerst verächtlich gemacht werden, damit sie dann in der Rumpelkammer der Geschichte entsorgt werden können? Da ist mir eine Literatur sehr recht, die den Entwurf des Kommenden mit der Erinnerung an das verbindet, was in die Vergessenheit gerückt, gedrückt wurde, und die uns daran zu erinnern weiß, dass es auch Freundschaft, nicht nur Konkurrenz, große Gefühle statt hochgerüsteter Sentimentalität geben

## Literatur

### Neues Buch

Hören, sehen, riechen, spüren. Karl-Markus Gauß erzählt von den ersten sinnlichen Eindrücken eines kleinen Buben in der Mitte des 20. Jahrhunderts und entwirft zugleich das Bildnis des Autors als verwöhntes Kind. Die Aufmerksamkeit des namenlosen Erzählers folgt der Stimme aus dem Radio, den Worten der Eltern, Geschwister und Gesprächen in anderen Sprachen. Er erkundet das Zimmer, die Wohnung, das Haus. In dieser kleinen Welt wetterleuchtet die große: Der gerade vergangene und der neue, der Kalte Krieg bleiben in dieser Kindheit immer präsent. Hier zeigt sich ein Kind, das früh die Macht der Wörter erahnt und sich in den Geschichten, die es hört, die Welt auf eigene Weise erklärt.

Karl-Markus Gauß  
**Das Erste, was ich sah**  
 Zsolnay 2013



### Literatur und Kritik

Die traditionsreiche Literatur- und Kulturzeitschrift wurde Mitte der 1960er-Jahre gegründet und wird heute von dem Autor Karl-Markus Gauß und dem Verleger Arno Kleibel herausgegeben. „Literatur und Kritik“ erscheint fünfmal im Jahr und bietet neben den essayistischen und feuilletonistischen „Kulturbriefen“ Platz für NachwuchsautorInnen und Literatur der mittel- und osteuropäischen Länder.



[www.omvs.at/de/literatur-und-kritik](http://www.omvs.at/de/literatur-und-kritik)

und der Mensch sogar ein Leben haben, nicht nur eine Karriere anstreben kann.

Wie ist es um diese Literatur bestellt, deren Notwendigkeit gerade in ihrer praktischen Überflüssigkeit besteht? Die wir brauchen, eben weil sie unmittelbar zu gar nichts nütze ist und uns dadurch von dem Zwangsdanken befreit, dass alle Dinge, Begabungen, Tätigkeiten, Beziehungen immer etwas nützen, einen Vorteil eintragen müssen? Die uns aus der Bahn wirft, wo wir auf den Schienen der Gewohnheit dahinrollen, und uns auf neue Spuren setzt, wenn wir in der Unübersichtlichkeit unserer eigenen Existenz nicht mehr recht wissen, wohin es mit uns geht, ja, wohin wir selber eigentlich wollen? Meine Damen und Herren, was das Ansehen dieser Literatur betrifft, so hat sie in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine dramatische gesellschaftliche Abwertung erfahren, daran ändern keine Rankings mit den vermeintlich besten Neuerscheinungen in den Zeitungen, keine Society-Geschichten um ein paar prominente Bestsellerautoren im Fernsehen und keine Tonnagen an Kochbüchern, vorgelegt von den bekannten Fernsehgrünern, auch nur das Geringste. Diesen Verlust an Ansehen kann man in Österreich politisch an den Äußerungen von zwei Politikern fassen, die beide die vielleicht erfolgreichsten ihrer Generation darstellen und die ich hier nicht erwähne, weil ich für den einen postume und gegen den anderen aktuelle Propaganda führen möchte. Ich weiß nicht, ob Bruno Kreisky

tatsächlich in seiner Freizeit am liebsten in Robert Musils monumentalem Essayroman „Der Mann ohne Eigenschaften“ gelesen hat oder ob er damit nur renommieren wollte, jedenfalls hielt er Bücher und das Lesen für etwas, von dem er glaubte, dass man mit ihnen renommieren könne; ich weiß hingegen definitiv, dass der Landeshauptmann von Niederösterreich viel mehr Bücher als nur eines gelesen hat und trotzdem damit renommiert, in seinem Leben einzig den „Schatz im Silbersee“ tatsächlich zu Ende gelesen zu haben.

Was heißt das für die Entwicklung einer Gesellschaft, wenn ein Politiker früher mit einer literarischen Bildung prunkte, die er vielleicht gar nicht hatte, während ein Politiker heute damit prahlt, literarisch so desinteressiert zu sein, wie er sicher gar nicht ist? Wir befinden uns hier genau an jener Schnittstelle, vor der literarische Bildung noch etwas war, das ein sozialistischer Politiker als bildungsbürgerliches Ideal hütete, und hinter der ein bürgerlicher Politiker

diese lieber verleugnet, um sich den imaginierten Massen nicht als arroganter Bildungsbürger zu präsentieren.

Wenn ich mir das Leitmedium unserer Bildung ansehe und gelegentlich die Talkshows, Seitenblicke, Promisendungen der diversen Fernsehanstalten zu Gemüte führe, muss ich konstatieren: Früher fürchtete selbst der Dummkopf, in der Öffentlichkeit als dumm zu erscheinen; heute ist die Furcht, womöglich als verbiesterter Intellektueller oder als realitätsfremde Leserin zu gelten, die keinen Spaß an der Inszenierung der Dummheit haben, ungleich größer. Kaum dass die Kamera läuft und das Mikrofon eingeschaltet ist, beginnt ein geradezu hysterischer Wettkampf, wer sich dem Publikum, von dem ein jeder meint, es sei nur mit Dummheit zu beeindrucken, als der Dümmere unter den Dummen zu präsentieren weiß.

Wo die Dummheit ein Bildungsideal geworden ist, auf das man durch fleißige Arbeit an der medialen Selbstver-

blödung hinarbeitet, dort hat es die Literatur schwer. Nicht weil sie nichts dazu zu sagen wüsste, sondern weil es für überflüssig, wenn nicht sogar lächerlich gilt, sich überhaupt mit ihr auseinanderzusetzen. Da ich nicht allzu großes Zutrauen in die medialen Selbstheilungskräfte habe, bleibt mir wieder nichts, als auf die Schule zurückzukommen.

Sieht man sich die Lehrpläne der österreichischen Schulen an, muss man

jedoch leider von einer schleichenden Abschaffung der Literatur im Unterricht sprechen. Vor lauter Panik, nur ja genügend Schüler dazu zu befähigen, eine Gebrauchsanleitung verstehen und einen Leserbrief verfassen zu können, sind die Planer des Deutschunterrichts in der Schule auf dem besten Wege dazu, das Schlechteste zu machen, nämlich den Kindern, der Schule und in der Folge der Gesellschaft die Literatur auszutreiben. Letztens habe ich die bereits zu dicken Mappen gestapelten wütenden Memoranden und Stellungnahmen durchgesehen, mit denen sich die Interessengemeinschaft österreichischer Autoren sowie eine Vielzahl von Gymnasialprofessoren des Faches Deutsch an die davon völlig unbeeindruckte Öffentlichkeit gewendet haben. Alle diese Beschwerden besagen nichts anderes, als dass man in Österreich bis zur Maturareife gelangen kann, ohne im gemeinsamen Unterricht je ein einziges Buch zur Gänze gelesen zu haben. Es bleibt dem einzelnen Lehrer

**„Wo die Dummheit ein Bildungsideal geworden ist, dort hat es die Literatur schwer“**

zwar freigestellt, es mit seiner Klasse dennoch zu tun, aber die Kenntnis einer bestimmten Anzahl von literarischen Werken, die Befähigung, diese aus ihrer Zeit und mit einem Bezug auf die eigene Existenz zu lesen, die Begeisterung, dieses auch immer wieder zu versuchen – das alles sind keine Bildungsziele mehr, wie sie für das Unterrichtsfach Deutsch vorgegeben sind. Die schöne Literatur, allenfalls das Hobby einiger Käuze, wie sie sich innerhalb jedes Lehrkörpers und jeder Klasse finden, aber kein Wert für sich, der den Menschen zu etwas befähigt, wozu ihn einzig die Kunst befähigt: zum spielerischen Denken in vielen Varianten, zum emphatischen Versenken in das Leben, das Glück und die Tragik anderer, zu der großartigen Errungenschaft der Menschheit als Gattung, sich ihrer in individuellen Zeugnissen individueller Schicksale gleichwohl als Gemeinschaft zu erfahren.

Wo in der Schule nicht mehr ganze Texte, und sei es über ein paar Wochen hin, gemeinschaftlich gelesen und debattiert werden, dort wird die Dichtung marginalisiert, und das ist ein Schaden, der sich zwar wirtschaftlich nicht quantifizieren lässt, der für die Zivilisation selbst aber verheerend ist. Und wenn bei Schularbeiten und sogar bei der schriftlichen Matura die sprachlich-literarische Kompetenz in Häppchen abgefragt wird, etwa dass man einen demen-

ten Schlagertext interpretiert, einen kurzen politischen Aufruf kommentiert oder eine Eingabe vor Amt verfasst, dann ist das ein Rückschritt; dieser wird zwar gerne mit allerlei demokratischen Floskeln begründet, aber vor ihm gilt die Ermächtigung der Schüler zu leidenschaftlichen Lesern für nichts, zu Lesern, die den weiten Raum, der sich in der Lektüre umfangreicherer und jedenfalls vollständiger Texte öffnet, zu durchmessen in der Lage sind und die auch die Lust dazu verspüren.

Jim Courier, der Tenniscrack, der in den Pausen des Spiels zu Büchern griff, bleibt ein Held des Lesens; aber die Lektüre auf die neunzig Sekunden zu stutzen, die ihm zur Verfügung standen, kann kein bildungspolitisches Ziel sein und raubt jenen, die zum Lesen finden sollen und oft auch wollen, eine befreiende, nicht zu messende, aber in ihrer Bedeutung unermessliche Erfahrung, die sie anders als im Lesen nicht machen können.

.....  
**Karl-Markus Gauß** hielt diese Festrede bei der Internationalen Bibliothekskonferenz „Wir lesen! Kreative Wege der Leseförderung“ am 10. Juni 2013 in der Wiener Urania.



Der Reiz der Lektüre: Sich lesend eine eigene Welt erschaffen

FOTO: BVO/LUKAS BECK